

Dietrich Rapp / Hans-Christian Zehnter

ZWÖLF SINNES-WELTEN 4: Der Gleichgewichtssinn

Wir stehen aufrecht auf dem festen Erdboden und ›wissen‹ unmittelbar um diese Stellung, ohne sie erst im Vergleich mit visuell gegebenen senkrechten Gegenständen feststellen zu müssen. Wir ›wissen‹ durch die Aufrichtung unseres Leibes, die wir auch mit geschlossenen Augen empfinden, was oben und was unten ist, was Auslenkungen aus dieser Vertikalen in die Fallrichtungen sind, gegen die wir die Aufrechte im Gleichgewicht halten können, weil wir sie dank des Gleichgewichtssinns wahrnehmen. Ohne diese Wahrnehmung würden wir stürzen.¹

Mit dem Gleichgewichtssinn stellt sich der Mensch in einer spezifischen Weise leiblich auf die Erde. Er steht aufgerichtet über dem Erdengrund. Die Empfindung des Gleichgewichts ist das Gewahren und Bewahren dieser aufrechten Stellung über dem tragenden Grund im ruhenden Umraum. Sobald der Grund wegbriecht oder auch nur in der Vorstellung wegzusinken scheint wie beim Höhenschwindel, oder der Umraum schwankt und um uns ›kreist‹ (Karussellschwindel), fallen wir aus der Aufrechte und stürzen.

Der Mensch fasst, indem er sich aufrichtet, Fuß im Erdenraum. Das ist primär wieder, wie beim Bewegungssinn, eine Eigenempfindung: Ich bin da, meiner selbst leiblich gewiss, wo ich mich auf meinen Füßen hinstelle, an diesem bestimmten Standort – in mich selbst gestellt und aufgerichtet. Im Innewerden und Haltenkönnen des Gleichgewichts in der aufrechten Stellung bin ich da, spüre ich mich selbst als Raumeswesen. ›Raum‹ ist hier nicht schon der euklidische Raum, dessen Koordinatensystem wir beliebig orientieren können, sondern die Sphäre, in die ich mich mit der Empfindung der Eigenaufrechte im Gleichgewicht hineinstelle. Primär ist er ein Eigenraum, der aber in der Festigkeit des Grundes und der Ruhe der Umgebung objektive Weltqualität bekommt.

Auf sich selbst gestellt und gestützt, aufgerichtet über dem Fußpunkt, auf dem er steht, bildet der Mensch das Zentrum, den Mittelpunkt eines gerichteten Umrums. ›Unten‹ heißt: tragender, stützender Fußpunkt, ›oben‹ heißt: lichte Höhe, zu der

Die Aufstellung

¹ Vgl. die Einführung in die Serie von Dietrich Rapp: *Wie begegnen wir der Sinneswelt?*, in: DIE DREI 12/2011, S. 46-52.

er sich aufrichtet, indem er sich von der unten stützenden Statik im Schwerfeld der Erde emanzipiert. Diese Unten-Oben-Dimension – eine absolute Dimension im Vergleich zu der relativen des geometrischen Koordinatensystems – entfaltet den Eigenraum des aufgerichteten Menschen und damit den absoluten Raum schlechthin. Aufragend aus seiner axialen Raummitte, entwirft der Mensch den Umraum, in dem er steht.

Eine besondere Bekräftigung dieser innerleiblichen Konstitution der Aufrichte (die sich also nicht an äußeren aufrechten Gegenständen orientiert) erleben wir in der Tatsache, dass selbst da, wo wir uns nach allen Richtungen bewegen oder bewegt werden, ob beschleunigt, ob kreisend oder überschlagend (Salto) – oder die Gegenstände, die wir sehen, um uns bewegt werden –, wir solange die (innere) Aufrichte bewahren, als wir in jeder Stellung ›wissen‹, was oben und unten ist, als wir unseres (leiblichen) Gleichgewichts sicher sind gegenüber dem Abgrund des Schwindels, in dem wir uns selbst (leiblich) verlieren.

Diese innere Stand- und Stellungsinvarianz gegenüber allen äußeren Bewegungen, in die wir als Körper auf Erden ausgesetzt werden können, entspricht der Autoimmunität unseres Lebensorganismus gegenüber den äußeren Einflüssen. Gegen alles, was um uns fällt und stürzt, aufschießt und verweht, stellen wir uns selbst. Wir empfinden im aufgerichteten Gleichgewicht die Be-Ständigkeit unseres leiblichen Selbsts.

Der Urstand

Aufgerichtet sind wir also nicht, weil wir uns parallel zu sichtbar aufgerichteten Gegenständen (Bäume, Häuser) hinstellen, sondern umgekehrt: Diese beurteilen wir beim Sehen als aufgerichtet, weil wir sie an der eigenleiblichen, inneren Aufrichtung messen und orientieren, zum Beispiel wenn wir schräg hängende Wandbilder wieder in eine vertikale Stellung bringen. Wir stellen uns neben sie und beziehen unsere primäre Aufrichte durch ein unterbewusstes Urteil auf sie. Die Erfahrung zeigt, dass wir uns auch im Dunkel, ohne äußere visuelle Orientierung, durchaus aufrecht halten können, wenn auch meist etwas schwankender und unsicherer als bei visueller Kontrolle, die aufgrund der Dominanz des Sehens im Alltagsleben immer mit hereinspielt.

Auch erscheint uns der Himmel, wenn wir die Augen aufschlagen, oben und die Erde unten – als Folge davon, dass wir unsere eigene Aufrichte dazwischenstellen und dadurch oben von unten unterscheiden.

Die Aufrechte müssen wir aktiv herstellen, und Gleichgewicht ist die Wahr-Nehmung, sie auch einnehmen und halten zu können. Denn wir stehen, über schmalen Fußsohlen aufgerichtet, in einem sehr labilen Gleichgewicht. Wir müssen um dieses fortwährend ringen. Wir bemerken dieses nicht erst beim Stolpern, das wir durch Gegenbewegungen abzufangen versuchen, sondern auch beim ruhigen Stand in den permanenten leichten Schwankungen, mit denen wir ›ständig‹ die Aufrechte (das Lot) umpendeln, ausbalancieren und justieren.

Wir stehen im Raum aufrecht, weil wir innerleiblich aufgerichtet sind – auch wenn wir sitzen oder liegen. Wir ziehen unseren Leib in die Aufrechte, weil wir in dieser Stellung als Raum-Wesen da sind, wenn wir wachen. Indem wir so existenziell die Aufrechte in uns urständig errichten, können wir sie auch der Welt einschreiben. So geben wir ihr die Raumdimensionen: die äußere, räumliche Vertikale ist das primäre ›Projekt‹ unserer inneren Vertikalen. Auslenkungen aus ihr ergeben die äußere Horizontale, dazwischen die schiefen Stellungen, Auslenkungen nach vorne und hinten oder rechts und links, die durch weitere Aktionen unserer Leibesglieder unterschieden werden: in Bein- beziehungsweise Armstellungen, die wir freilich über den Bewegungssinn wahrnehmen, aber erst relativ zur vertikalen Achse als Raumorientierungen verstehen. Die beiden Raumdimensionen hinten-vorne und links-rechts öffnen sich durch die ständigen Auslenkungen (Schwankungen) bzw. durch intendierte Ausgriffe aus der primären Vertikale des Gleichgewichts.

Das Urphänomen des Gleichgewichtssinns ist also die bewegte ruhige Aufrechte im Gleichgewicht. Sie stellt sich im Gleichgewicht, das ständig errungen und erhalten werden muss, zugleich in den Raum seines stets gegenwärtigen Defizits, das Ungleichgewicht, durch das die Vertikale jederzeit in die Horizontale abstürzen kann. So erfährt der Mensch durch den Gleichgewichtssinn seine primär vertikale Stellung in der Welt beziehungsweise, wo er sie aufgibt, die horizontalen Lagen (Liegen, Sitzen, schräges Anlehnen u.a.). Man kann also die verschiedenen Wahrnehmungen des Gleichgewichtssinns zwischen die Pole Vertikale und Horizontale einordnen und alle schiefen Stellungen dazwischen, die durch Grade des Nicht-Gleichgewichts, d.i. der Auslenkungen aus der gleichgewichtsgestützten Vertikalen gegeben sind. Gegenüber dem flachen Horizont, in die sie sich jederzeit verlieren kann, indem der Mensch fällt, erhält

Der Gleichgewichtsraum

2 Ich denke, dass diese innerleiblich getragenen Ruhestellung die menschenkundlich reale Grundlage für den Newtonschen Begriff des »absoluten Raumes« abgibt. Diesem liegen, wie allen mathematischen Begriffen, ursprünglich innerleibliche Erfahrungen zugrunde, die in der Mathematik, zu formalen Zeichen abstrahiert, ins Bewusstsein gehoben werden.

3 Rudolf Steiner: *Geisteswissenschaft als Erkenntnis der Grundimpulse sozialer Gestaltung* (1920; GA 199), Dornach 1985, Vortrag vom 8.8.1919.

sich die Vertikale stets aufrecht. Insofern gehört der Horizont in seiner Breite und Weite zum Raum des Gleichgewichtssinns. Ja, über diesen Raum breitet sich die Ruhe des in und auf sich gestützten Gleichgewichts aus, die den Menschen dank seines Gleichgewichtssinns in der physischen Welt umfängt und sicher auf sich selbst stellt.

Mit dem aufrechten Sichhinstellen und den seitlichen Ausgriffen realisiert der Mensch das Projekt der Ein-Räumung: Das eurythmische Schreiten: Heben – Tragen – Stellen bildet den Urrhythmus des in und aus der Aufrichte bewegten Menschen zwischen Höhe und Tiefe. Zwischen Himmel und Erde spannen wir, indem wir uns im Leib aufrichten und darin im Gleichgewicht halten, den physischen Raum auf als die Sphäre, in der wir uns als auf sich gestelltes physisches Wesen befinden. Er ist also dominant vertikal orientiert; seine Breite und Weite ergreifen wir durch zusätzliche Bewegungen und Lagen relativ zur Vertikalen.

Dass neben der Höhe auch die Breite und Weite einen ruhigen Raum eröffnen, in dem wir uns befinden, ist eine Folge des ungestörten, ruhigen Gleichgewichts in der Aufrichte. Denn mögen sich auch die Dinge im Raum bewegen – der Raum selbst, der sie umfängt, erscheint in Ruhe; sonst überfiele uns der Schwindel. Diese Ruhe ergründen wir im Aufrichten gegen die Erdschwere, die, unter die Füße gebracht, uns trägt. Auf dem Erdengrund finden – empfinden – wir so die Stand-Sicherheit unseres physischen Daseins.²

Ins Seelische hereingestrahlt, empfinden wir die Erlebnisse des Gleichgewichtssinns als »innere Ruhe«: »So könnte ich durch die Luft fliegen, ich würde ruhig derselbe bleiben ... Dieses Unabhängigsein von der Körperlichkeit [wie auch immer der Körper im ruhig und im Gleichgewicht aufgespannten Umraum bewegt wird], das ist das Hineinstrahlen des Gleichgewichtssinns in die Seele. Es ist das Sich-als-Geist-Fühlen«.³

Der aufrechte Mensch

Blickt man mit dem beschriebenen inneren Sinn auf den aufrechten Menschen, so schaut man in seiner ganzen gleichgewichteten Gestalt den ausgebreiteten Gleichgewichtssinn (und nicht nur in den Bogengängen des Labyrinths als dem Gleichgewichtsorgan im engeren Sinne). Vom Fuß bis zum Kopf ist der ganze symmetrische Gleichgewichtsbau der menschlichen Leibesgestalt – aufgerichtet über den tragenden Beinsäulen und den »wägenden« Hüften – Ausdruck des Gleichgewichtssinns;

überall wird das Gleichgewicht gewogen. Stellung und Stand sind Ausdruck seines aufgerichteten, freien Ich-Daseins auf Erden.

Ein eindrucksvolles Beispiel, wie problematisch die Standsicherheit im Erdenraum ist, kommt im künstlerischen Werk Alberto Giacomettis zum Ausdruck. *Der Karren* (1950) zeigt nachfühlbar, wie labil und ständig auszubalancieren das Gleichgewicht auf bewegter Grundlage ist.

Der bewegt-bewegliche Leib ist stets ein Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts, Rowohlt Verlag, Reinbek 2011, 432 Seiten, 19,95 EUR. »Karren«, der nach allen Seiten fortrollt und mit dieser Bewegung mir den festen Boden entzieht. Wie kann er zur Arche werden, die den Menschen gegen die Sintflut hereinbrechender Bewegungen birgt und sichert? Wie prekär die Gleichgewichtslage ist, spiegelt folgender Vergleich wider: Der *Taumelnde*



Alberto Giacometti: *Der Karren*, 1950



Alberto Giacometti
Links: *Taumelnder Mann*, 1950
Rechts: *Große Stehende*, 1947



Mann droht nicht nur zu stürzen, sondern ohnmächtig sich ganz zu verlieren im mit seinem Gleichgewicht zusammenbrechenden Raum; man beachte die Kopfhaltung! Der taumelnde Fall wirkt wie ein schwindelnd-wirbeliger Sog, in dem der Mann selbst verschwindet.

Demgegenüber rechts die *Stehende Frau*. Auf tragendem Sockel steht die schmale, fast auf die pure vertikale Achse reduzierte menschliche Gestalt. Keine sichtliche Gebärde hält die Figur im Umkreis, kein vorgegebener Raum birgt sie; sie steht im Leeren (Giacometti: »Die Plastik ruht im Leeren«), nur ganz auf sich gestellt, um den Umraum durch ihre Auf-Stellung aus der Leere einzuräumen. Raum erstrahlt aus der coaxialen Statuarik der Figur.